

Judentum und Antisemitismus
1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland
Die Beiträge der Wittheit zu Bremen



Wittheit zu Bremen (Hrsg.)

Judentum und Antisemitismus

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 2021 – 2022
Edition Falkenberg

Inhalt

Titelbild: © gemeinfrei

Die Abbildung auf dem Umschlag stammt aus dem Codex Manesse und zeigt den jüdischen Minnesänger Süsskind von Trimberg im Gespräch mit staatlichen Autoritäten. Er ist der einzige Jude, der in der Manessischen Liederhandschrift dargestellt wird. Seine Lieder stammen aus der zweiten Hälfte des 13. bzw. dem Beginn des 14. Jahrhunderts.

1. Auflage 2024

Herausgeber der Reihe: Witheit zu Bremen

Redaktion: Hans Kloft

Das Copyright © liegt bei den Autoren und der Edition Falkenberg, Bremen

ISBN 978-3-95494-326-5

ISSN 0447-2624

www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gerold Wefer

6 Vorwort

Hans Kloft

8 Einleitung

Hans Kloft

24 Antisemitismus in der Alten Welt

Hermann Kuhn

49 Judenhass. Die Pest im Mittelalter

Christoph Schulte

70 War Moses Mendelssohn ein deutscher Jude?

Franklin Kopitzsch

82 Judentum in den norddeutschen Hansestädten

Andreas Lennert

90 Johann Smidt und die Vertreibung der Juden aus Bremen

Susanne Kiel

151 Die Hafenstadt Bremen und das Umzugsgut von als Juden verfolgten Auswanderern

174 Autorenverzeichnis

Vorwort

Die Wissenschaftliche Gesellschaft Bremen, die spätere Wittheit, kann auf 100 Jahre vielfältiger Wirksamkeit zurückblicken. Als sie am 29. 10. 1924 gegründet wurde, war es nicht nur das Ziel, in einer bedeutenden Handelsstadt den wissenschaftlichen Leistungen in den Natur- und Geisteswissenschaften eine Stimme und eine Möglichkeit zur Publikation zu geben. Man wollte auch durch geeignete Vorträge die Bremer Bevölkerung erreichen: das Angebot einer spezifischen Volksbildung, das sich gut in die Kulturpolitik der Weimarer Republik einfügte. Dieses bildungspolitische Anliegen hat sich im Verlauf der Zeit nicht grundsätzlich geändert, wenn sich auch die wissenschaftliche Produktivität vornehmlich in die neugegründeten Hochschulen und Institute verlagert hat.

Wissenschaft und ihre Vermittlung leben von den Problemen und Fragen, die an der Zeit sind. Im sozialen Bereich gehören dazu die Behandlung von Minderheiten, von deklassierten Gruppen und ihren Emanzipationstendenzen. Dass in diesem Kontext das Judentum in Geschichte und Gegenwart eine herausragende Rolle einnimmt, muss man nach den Verbrechen der NS-Zeit und der großen aktuellen Bedrohung des Staates Israel nicht eigens betonen.

Das Jahr 2021 zu einem Gedenkjahr der jüdisch-deutschen Beziehung zu machen, bedeutet ein gutes allgemeines Anliegen, dem auch die Wittheit ihren Tribut geleistet hat, ein bescheidener Beitrag zu jüdischen Geschichte Bremens, die nun endlich in gedruckter Form vorliegt.

Dankbar sind wir den Autoren für ihre Beiträge. Für die Bebilderung hat Peter Heinitz gesorgt. Druck und Vertrieb liegen in den bewährten Händen der Edition Falkenberg. Auch ihnen gilt unser Dank. Wir hoffen auf eine interessierte Leserschaft, denen die Vergangenheit kein totes Kapital bedeutet, sondern Anregung und Ansporn. Es gilt, Sicherheit, Toleranz und ein menschenwürdiges Miteinander im Hier und Jetzt umzusetzen.

Im Namen des Vorstandes
Prof. Dr. Gerold Wefer

Hans Kloft

Einleitung

Für die jüdische Bevölkerung in Deutschland sollte 2021 ein besonderes Jahr sein. Der römische Kaiser Konstantin hatte 321 n. Chr. in einem Erlass verfügt, dass römische Bürger jüdischen Glaubens in den Stadtrat berufen werden konnten. Er war an den Rat der Stadt Köln gerichtet, hatte aber Gültigkeit im gesamten Reich. Er verfügte eine Gleichstellung der Juden bei der Besetzung der angesehenen städtischen Ämter und liefert einen untrüglichen Beweis für die Existenz einer respektablen jüdischen Gemeinde im damaligen Deutschland.

2021 war also ein guter und gebotener Anlass, im Rückblick auf die Lage der Juden in Deutschland und in der Bundesrepublik aufmerksam zu machen, eine Art Bestandsaufnahme, die nicht nur den jüdischen Organisationen und Gemeinden zufiel. Auch an den Bund, die Länder und die Gemeinden ging die Frage: Wie halten wir es mit dem jüdischen Erbe, das bis in die Neuzeit hinein schlimme Verwerfungen und entsetzliche Verbrechen ertragen musste; ein Erbe, das

Die jüdische Synagoge
an der Schwachhauser
Heerstraße



auch bedeutende soziale, kulturelle und wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen hat. Diese Doppelbödigkeit hat als Anschub auch zu dem bescheidenen Neuanfang der jüdischen Gemeinden nach 1945 geführt, eben auch in Bremen, wo mit dem Bau eines Gemeindezentrums und einer Synagoge die Phase der Konsolidierung 1961 einen gewissen Abschluss fand.

In Bremen hatte sich vor allem die Deutsch-Jüdische Gesellschaft der Aufgabe angenommen, *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland* in eigenen Veranstaltungen und in Kooperation mit anderen Vereinigungen der Stadt zu thematisieren. Die Wittheit, die Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft, hat nach ihren Möglichkeiten diese Initiative gerne unterstützt und im Haus der Wissenschaft Vorträge der Bremer Bevölkerung angeboten, die wichtige Facetten des deutsch-jüdischen Verhältnisses thematisieren konnten.

I

Aus dem reichhaltigen Angebot der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, das wirtschaftliche, architektonische und sprachliche Aspekte des Judentums umfasste, hat die Wittheit den Vortrag ihres Vorsitzenden H e r m a n n K u h n übernommen: *Judenhass. Die Pest im Mittelalter*. Der Vortrag stellt die Auswirkungen dieser tiefgreifenden Seuche auf die jüdische Bevölkerung in einen allgemeinen historischen Rahmen und steht damit gleichsam stellvertretend für die Gefährdung der jüdischen Existenz im Mittelalter. Wie denn jede Zeit und jede Region die Judenfeindschaft spezifisch gewichtet und praktiziert hat, eine Art Grundmuster, das nach eigenen Voraussetzungen und Funktionen durchdekliniert wurde. Die Unterscheidung von Eigenem und Fremden, von den Menschen, die dazugehören, und denjenigen, die draußen stehen, zieht sich als konstante Größe durch die vormodernen Gesellschaften und besitzt bis auf den heutigen Tag eine unverkennbare Wirkmächtigkeit; man muss nur auf die vielen aktuellen Migrationsbewegungen mit ihren gewaltigen Problemen schauen. Sie sind in der Lage, die

Bevölkerung zu spalten, und provozieren unterschiedliche Stellungnahmen, die in ihrer Vielfalt kaum noch zu überschauen sind. Aber der Antisemitismus, so wie er sich im 19. Jahrhundert insbesondere in Europa geformt und verbreitet hat, geht über eine allgemeine Fremdenfeindlichkeit entschieden hinaus. Das Augenmerk gilt dabei auch den Kriterien einer wie immer definierten *jüdischen Identität*, die mit der Entwicklung eines eigenen Staates Israel im Jahre 1948 in ein neues Stadium getreten ist.

Wie und in welchem Maße Identitätsbildung, die Überzeugung, ein sehr eigenes Volk zu sein, auf der anderen Seite Ablehnung und Feindschaft aufeinander bezogen sind, diesen Zusammenhang versucht der Beitrag von Hans Kloft über den Antisemitismus in der Alten Welt zu verdeutlichen. Dabei waren diverse Formen eines *modus vivendi* im Perserreich, in den hellenistischen Reichen und im umfassenden Imperium Romanum möglich, ein Zusammenleben, das in der kaiserlichen Gesetzgebung untermauert wurde. Das frühe Christentum sah sich durch sein jüdisches Erbe in besonderer Weise herausgefordert. Es hat die entstandenen Spannungen in der Folgezeit nicht ablegen können, sondern verschärft mit verheerenden Folgen, die durch den aufkommenden Nationalismus und eine scheinbar wissenschaftliche Rassenkunde ihr ideologisches Fundament fanden.

Für eine derartige Gemengelage sind Person und Politik des herausragenden Bremer Bürgermeisters Johann Smidt (1773 – 1857) am Beginn des 19. Jahrhunderts ein beredtes Beispiel. Ihm geht der Beitrag von Andreas Lennert nach, den er vor einigen Jahren für das Bremer Jahrbuch (2008) verfasste. Lennert hat anhand der Bremer Verhältnisse zeigen können, wie soziale, ökonomische und staatspolitische Vorbehalte auf dem Hintergrund einer christlichen Grundüberzeugung zu einer konkreten Ausweisungspolitik der Juden aus der Stadt führen können. Hier manifestiert sich eine restaurative und konservative Ablehnung der zaghafte beginnenden Bemühungen um Emanzipation, die mit Aufklärungsschriften des 18. Jahrhunderts und der Französischen Revolution begonnen hatten und von den Flächenstaaten wie Preußen auch auf dem Wiener Kongress (1814/15) vertreten wurden. Der Handels- und Stadtstaat

Bremen mit seiner fest umrissenen Bürgergesellschaft und geführt von einer senatorischen Elite, *tickte anders*, um es salopp zu formulieren, als die großen Staaten des Deutschen Bundes, die eine Aufnahme von Juden besser umsetzen konnten und wollten. Es ist die Sorge um die eigene politische und bürgerliche Identität in Bremen, kürzlich erst nach der französischen Fremdherrschaft wieder erworben, die Smidt und mit ihm seine senatorischen Standesgenossen gefährdet sahen.

In einer Art »Entsorgung« hatte man in Bremen, wie in vielen Landstrichen Deutschlands, der jüdischen Bevölkerung den Vorort Hasstedt als Wohnort zugewiesen, vergleichbar den Verhältnissen in Braunschweig, wo das Dorf Melverode oder in Lübeck, wo das Gut Moisling als jüdisches Ausweichquartier diente.

Was sich im Beitrag von Andreas Lennert auf den ersten Blick wie eine historische Momentaufnahme ausnimmt, legen doch Überlegungen und Praktiken offen, die ihre Parallelen in der heutigen Einwanderungspolitik besitzen, mögen auch die Qualitäten und Quantitäten ganz andere sein. Wenn man im Jahre 1820 in Bremen von einer Ausweisung der Juden spricht und sie dahin zurückzschicken will, woher sie gekommen waren – ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, ob die avisierten Länder sie überhaupt aufnehmen wollen –, dann erinnert das Bremer Vorhaben durchaus an Remigrationsabsichten rechter Bewegungen, die im Frühjahr 2024 für Aufsehen und Empörung in der Bundesrepublik sorgten. Smidt galt unserer Wissenschaftlichen Gesellschaft, der heutigen Witheit, lange Zeit als eine verehrungswürdige politische und kulturelle Leitfigur ohne Fehl und Tadel, der es im ersten Vortrag der Saison, der Johann Smidt-Sitzung, zu gedenken galt. Die notwendige heutige Erinnerung wird die bedenklichen Seiten dieses leitenden Bremer Staatsmannes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht unterschlagen, das Werk eines im wahrsten Sinne des Wortes konservativen und zugleich produktiven Politikers, der gegen die neuen politischen Tendenzen der Zeit ankämpfen wollte.

II

In Bremen zählte man um 1820 etwa vierzig jüdische Familien (Schwarzwalder), die meisten Juden waren als Vieh- und Produktenhändler tätig und im benachbarten Hastedt angesiedelt, ein Befund, der in den anderen norddeutschen Hansestädten durchaus Parallelen besitzt, wie Franklin Kopitzsch zeigt.

Bei aller regionaler Unterschiedlichkeit gab es durchgehende Tendenzen in der sog. *Judenfrage*, neben der sozialen und der Frauenfrage im 18. und 19. Jahrhundert eine der zentralen Emanzipationsprozesse der Neuzeit. Die Aufklärung, die Französische Revolution und ihre Folgen ebneten den Weg zur *Verbürgerlichung der deutschen Judenheit* (M. A. Meyer), die auf einen hinhaltenden, zum Teil heftigen Widerstand der restaurativen Kräfte nach dem Zusammenbruch der französischen Herrschaft in Europa stieß. Der Beitrag von Kopitzsch kann zeigen, wie und warum Hamburg im Unterschied zu Bremen und Lübeck eine rühmliche Ausnahme im Hinblick auf die Judenemanzipation bildet. Wenn es Juden überhaupt in den Städten gab, so hatte man diese gleichsam entsorgt, ausgelagert an die Peripherie des Stadtgebietes, in Bremen ins randständige Hastedt (bis 1803 zum Königreich Hannover gehörig), in Lübeck auf das benachbarte Gut Moisling, das unter dänischer Herrschaft stand. Die Möglichkeit, auf städtischem, besonders altstädtischem Grund zu wohnen und Eigentum zu besitzen, zog diverse Formen der politischen und kulturellen Partizipation nach sich, die man dem *verdorbenen und verderblichen Geschlecht* (so Smidt bei Lennert) tunlichst verwehren wollte.

Die Politik der Marginalisierung hatte Auswirkungen auf die zahlenmäßige Bedeutung der Juden vor Ort. Sie war in Lübeck und Bremen sehr überschaubar (in Bremen 1821/22 circa 180 Personen), während Hamburg um 1800 die mit Abstand größte jüdische Gemeinde in Deutschland (Kopitzsch) aufbieten konnte; stets in Konkurrenz und im Austausch mit dem benachbarten, unter dänischer Oberhoheit stehenden Altona, wo die zahlenmäßige und kulturelle Bedeutung

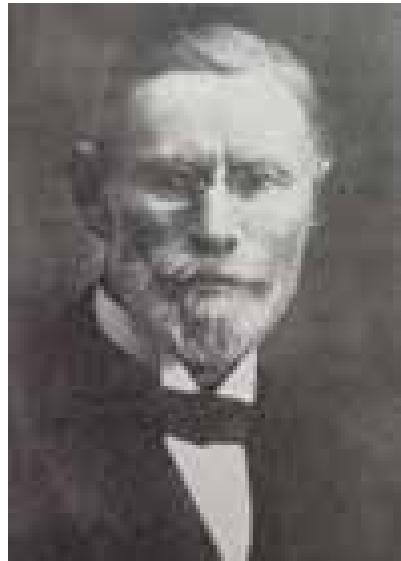
des Judentums noch größer war. In Hamburg erlangten die sephardischen, aus Spanien und Portugal eingewanderten Juden eine bedeutende Stellung im hispanischen Seehandel. Sie eröffneten in der Stadt kleine Geschäfte, die im Einzelfall auch von der Ehefrau übernommen wurden wie im Falle der bekannten Glückel von Hameln (gestorben 1765), die sich auch literarisch einen Namen zu machen wusste. Die Aufklärung der Zeit fand ihre institutionelle Stütze in der Hamburger Patriotischen Gesellschaft (gegründet 1765), die auch Juden aufnahm. Der bekannteste war Salomon Heine (1767–1844), ein einflussreicher und ungemein wohltätiger Bankier, Onkel und Förderer des romantischen Dichters Heinrich Heine. Salomon besaß freilich als Israelit bei all seinen hochgelobten Aktivitäten in der Hansestadt kein Bürgerrecht, das im Deutschen Bund erst 1848/49 durch die Nationalversammlung in Frankfurt für die Juden allgemein werden sollte.

Es ist heute, 175 Jahre nach dem Erlass der beeindruckenden ersten »Grundrechte des deutschen Volkes« durchaus angebracht, an dieses wichtige Gesetzeswerk zu erinnern, das die Judenemanzipation nach vorne brachte. Im Artikel V 16 heißt es im Hinblick auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit:

»*Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun.*«

Der Passus unterwirft die Juden der normalen Steuerveranlagung des Landes wie auch der Wehrpflicht. Der Dienst im nationalen Heer galt angesichts der zeitgenössischen Hochachtung von allem Militärischen als eine Auszeichnung, was die meisten jüdischen Mitbürger auch so gesehen haben.

Da die konkrete Umsetzung der Frankfurter Beschlüsse bei den jeweiligen Landesregierungen lag, konnte sich in Bremen die restriktive Linie Johann Smidts durchsetzen. Zwischen 1849 und 1853 wurden 15 sog. heimatberechtigte Juden als Staatsbürger aufgenommen (Biebusch); an eine jüdische Stimme in der Bürgerschaft, dem verfassungsmäßigen Antipoden zum Senat, war unter den gegebenen Umständen nicht zu denken.



Leopold Rosenak,
Rabbiner der jüdischen
Gemeinde

Warum Hamburg, anders als die widerständigen Hansestädte Bremen und Lübeck, in der Judenemanzipation, andere Wege gehen konnte, liegt auf der Hand. Hier waren die Juden ökonomisch, bis zu einem gewissen Grade auch sozial, in die Stadt eingebunden. Die Aufklärung, ein liberalerer Geist und die regionale Wirtschaft ebneten den Weg zu einer verstärkten Bildung und kultureller Partizipation. Die *Manpower*, um es einmal so zu bezeichnen, war eine ganz andere als in Lübeck und Bremen, wo die jüdische Bevölkerung eine *quantité négligeable* war und bleiben sollte. Das war die Linie des Senates. Es fehlten auch herausragende Persönlichkeiten, die Bremen erst mit dem Rabbiner Leopold Rosenak († 1923) und dem erfolgreichen Warenhausbesitzer Julius Bamberger (1888–1951) aufweisen konnte. Sie beide waren Gründungsmitglieder des CV, des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, der in Bremen erst spät (1921) gegründet wurde, nur eine sehr eingeschränkte Wirksamkeit entfaltete und mit der Emigration Bambergers 1937 sein Ende fand.

Die Judenemanzipation mit ihren durchaus hoffnungsvollen Ansätzen und Erfolgen, für die Hamburg als Beispiel stehen mag, fand bekanntlich ihren erbitterten Widerstand im erstarkenden Nationalsozialismus und Antisemitismus der Zeit, die beide zu einem kulturellen Code (Volkov) der deutschen Gesellschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert wurden. Über deren Formen und Auswirkungen in Bremen wäre ausführlicher zu berichten, als es an dieser Stelle geboten ist.

III

Dabei ist man sich im Allgemeinen heute durchaus einig, dass die Aufarbeitung des sich im 19. und 20. Jahrhundert ausbreitenden und im Nationalsozialismus immer bedrohlicher werdenden Antisemitismus in eine deutsche Erinnerungskultur hineingehört. Die

Auseinandersetzung besitzt dann einen besonderen Wert, wenn die Geschehnisse vor Ort thematisch und anschaulich dargestellt werden. Dass der Stadtstaat Bremen in einer derartigen Aufarbeitung der eigenen Geschichte kontinuierliche Anstrengungen unternommen hat und unternimmt, beweisen die Denkmalsbemühungen um die Verstrickungen Bremer Transportunternehmen bei der Lagerung und Verschiffung jüdischen Eigentums über die Bremer Häfen. Das Mahnmal an der Tiefer thematisiert derartige Aktionen und ist seit kurzem fertiggestellt, die Auseinandersetzung in der Sache ist damit längst noch nicht ausgestanden.

Den größeren Kontext derartiger Aktionen bietet das provokative Buch von Götz Aly: »Hitlers Volksstaat, Raub, Rassekrieg und nationaler Sozialismus«, das in einer 2. Auflage 2006 auch die Kritiken und Berichtigungen abdruckt. Hitlers Volksstaat war nach Aly eine *rassistische Raubgemeinschaft*, die sich auf unterschiedlichen Wegen das jüdische Eigentum widerrechtlich aneignete, nicht nur wertvolle Bilder und Kunstschatze, über deren Restitution bis auf den heutigen Tag in der Öffentlichkeit zuweilen heftig gerungen wird. Es ging auch um ganz einfaches Mobiliar, um Haushaltsgegenstände und persönliche Ausstattung, die vor dem Krieg jüdische Auswanderer, wie etwa die Familie Horowitz aus Bremen, als Frachtgut nach Übersee verschiffen wollten. Dort kam die Ladung aber nicht an, sondern verblieb in

Grafik aus dem dem Yad
Vashem Archiv, Jerusalem



Umzugskisten verpackt in Bremen und wurde schließlich versteigert (vgl. Weser Kurier 1.09.2023).

Susanne Kiel ist nicht die erste, die sich mit der Frage beschäftigt, wie in Bremen mit dem Umzugsgut von Auswanderern umgegangen wurde. Aber sie hat, wie ihr Beitrag zeigt, neue Quellen ins Blickfeld gerückt und zeigen können, wie die Enteignung konkret umgesetzt, quasi normal und bürokratisiert wurde, in einem vordergründig legalen Verfahren, das an die regelmäßige Versteigerung von eingegangenen Gegenständen in den staatlichen Fundämtern erinnert. Die in Bremerhaven erarbeitete Dokumentation soll aber auch dazu dienen, nach möglichen Überlebenden zu suchen und eine Rückgabe auf den Weg zu bringen, so weit dies nach Lage der Dinge überhaupt realisiert werden kann.

Eine derartige Partizipation an jüdischem Raubgut band »Volksgenossen« nicht nur enger an den NS-Staat, sondern hinderte nach 1945 auch viele, im wahrsten Sinne des Wortes *betroffene* Bürger an der Bereitschaft, sich der widerrechtlichen Umverteilung und Bereicherung zu stellen. Ein totalitärer Staat, so hat es der Schriftsteller Daniel Kehlmann formuliert, lebt davon, die Menschen täglich zu Mittätern zu machen. Davon war nach 1945 nicht einfach loszukommen.

Die systematische materielle Enteignung der Juden stabilisierte das Regime, so hat es G. Aly geschildert, auf vielfältige Weise. Es bedeutet einen kleinen, aber nicht unwichtigen Teil eines sehr viel umfassenderen Forschungsvorhabens, wenn das Deutsche Schifffahrtsmuseum eine bereits zugängliche Datenbank zum Thema jüdisches Auswanderungsgut und deren Verbleib eingerichtet hat. Unter der Anleitung von Susanne Kiel, Bremen, und Kathrin Kleibl, Kiel, wird an der Aufgabe weitergearbeitet (<https://lostlift.dsm.museum>).

IV

Die Gefahr ist freilich nicht von der Hand zu weisen, dass im Projekt *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland* die Negativa der Beziehung den aktuellen Diskurs bestimmen. Das deutsch-jüdische Verhältnis ist vielschichtiger. Dafür stehen Person und Bedeutung von Moses Mendelssohn (1729–1786), dem der Beitrag von Christopher Schulte, Potsdam, gilt. Er kann zeigen, wie mühselig der Weg eines begabten jungen Mannes jüdischer Abstammung im 18. Jahrhundert war, ehe eine halbwegs gesicherte Lebenssituation erreicht war. Wie sich für einen hochgebildeten Menschen im Dreiklang von Judentum, Antike und europäischer Aufklärung so etwas wie ein *Heimatgefühl* ausbilden konnte, ist, wie Schulte zeigt, nicht einfach auszumachen. Deutsch im nationalen Sinne des 19. Jahrhunderts trifft die Gemengelage jedenfalls nicht; eher bietet sich die gegensätzliche Chiffre *Kulturnation* an, die durch Friedrich Meinecke und sein Buch *Weltbürgertum und Nationalstaat* populär wurde. Sie konnte den gebildeten Juden eine Heimstatt bieten, ohne sich religiös oder politisch bekehren zu müssen.

Mendelssohn hatte sich aus ärmlichen Verhältnissen in Berlin durch seine Tüchtigkeit emporgearbeitet. Er litt später als Kompagnon eines jüdischen Seifenfabrikanten keine materielle Not und konnte sich ganz seinen literarischen, philosophischen und religiösen Themen widmen, die an der Zeit waren. Man rühmt ihn mit Recht als *Vater der Haskala*, der jüdischen Aufklärung in Deutschland, und dies in mehrfacher Hinsicht. Lebenslange Freundschaft und geistiger Austausch verbanden ihn mit Gotthold Ephraim Lessing, der ihn in seinem *Nathan der Weise* zum Vorbild nahm und das Ideal einer vernunftgeleiteten, allgemeinen und gleichwertigen Religiosität entwarf. Es war dies die Annäherung an die religiösen und säkularen Tendenzen der Umwelt, die, wie man betont hat, das Judentum aus seiner geistigen Ghettosituation herausführte und damit im 18. Jahrhundert einen Teil seiner Emanzipation vorwegnahm – einer Emanzipation, die den Vertretern einer traditionellen jüdischen Orthodoxie als Bedrohung und Gefährdung ihrer Identität erschien.

Moses Mendelssohn war beides: eine intellektuelle Ausnahmeerscheinung und zugleich ein in Deutschland lebender Jude, leidend an all den Schwierigkeiten der Akkulturation seiner Zeit, mit denen er auf fast allen Gebieten zu kämpfen hatte. 1992 wurde das Moses-Mendelssohn-Zentrum in Potsdam gegründet (dem auch Christoph Schulte angehört). Es widmet sich der Geschichte, der Religion und der Kultur des Judentums weit über den deutschsprachigen Raum hinaus, stets bemüht, durch Forschung und Lehre dazu beizutragen, dass die Juden in Deutschland heute wieder ihr Leben frei führen können und als normaler Teil der bundesrepublikanischen Gesellschaft wahrgenommen werden. Dies geht nicht ohne Rekapitulation auf die gemeinsame Geschichte, es geht auch nicht ohne Zuversicht und Ermutigung auf beiden Seiten.

Dabei hat es zu fast allen Zeiten im Religiösen wie im Sozialen unterschiedliche Spielarten des Judentums gegeben. In der Antike provozierte eine an der griechischen Kultur orientierte Oberschicht den Widerstand der nationalgesinnten Makkabäer. In der frühen Neuzeit ist die soziale Lage der sog. Hoffaktoren (Jost Liebmann in Berlin, Jud Süß Oppenheimer in Stuttgart, Berend Lehmann in Dresden) auf der Grundlage ihres finanziellen Einflusses im neuzeitlichen Staat eine ganz andere als die einer gewerbetreibenden Mittelschicht oder derjenigen von Bettlern und Hausierern, die das Bild der Juden bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nachhaltig geprägt haben.

Angleichung oder Abschottung, Übernahme oder genaue Bewahrung des überlieferten Erbes – es ist das Ringen um die Identität einer zersplitterten Gesellschaft, der das religiöse und politische Zentrum nach der gründlichen Niederlage gegen Rom im 1. Jahrhundert n. Chr. abhandengekommen war. Die Spannungen haben mit der Gründung des Staates Israel nicht aufgehört, die unterschiedlichen Lebensentwürfe lassen sich an den Städten Jerusalem und Tel Aviv leicht ablesen. Die Unterschiede haben aber nach jüdischem Selbstverständnis zurückzutreten, wenn es um die Existenz des Staates Israel geht, eine aktuelle und fundamentale Bedrohung, deren Folgen zurzeit noch nicht abzusehen sind.

V

Es sei deshalb am Schluss an einige wichtige Leistungen und Personen erinnert, die zu einer deutschen Erinnerungskultur gehören, beziehungsweise gehören sollten. Wer auf die Bedeutung Salomon Heines für Hamburg hinweist, der könnte die Namenliste über die Hansestadt hinaus weiter verlängern, die als jüdische Mitbürger in ihren Kommunen segensreich gewirkt haben: an James Simon (1851–1932) in Berlin, an Georg Arnold (1859–1925) in Dresden, an Henriette Goldschmidt (1825–1920) in Leipzig, die sich in der beginnenden Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts einen Namen gemacht hat. Jüdische Initiativen im Bereich der Philanthropie, der Stiftungen und des Aufbaus von Kunstsammlungen aufzuzählen, würde den Rahmen sprengen. Zum bedeutenden europäischen Bankhaus Rothschild schrieb Theodor Mommsen im sog. Berliner Antisemitismusstreit 1879 (Kloft) an die Adresse seines Widersachers Heinrich von Treitschke:

»Die Geschichte des Hauses Rothschild ist für die Weltgeschichte von größerer Bedeutung als die innere Geschichte des Staates Sachsen«,

was nicht despektierlich gegen Sachsen gemeint war, sondern die Maßstäbe zurechtrücken sollte. Mommsen fügt das hohe Lob eines großen Dichters in Deutschland an.

»Unser Jahrhundert hat vielleicht kein größeres Dichtertalent gesehen als Heine«,

das ohne seine jüdische Herkunft unverständlich bleibe (Boehlich 216f). Generell hielt der große Historiker den jüdischen Einfluss in Deutschland für wünschenswert.

»Ich bin überhaupt der Ansicht, dass die Vorsehung weit besser als Herr Stöcker begriffen hat, warum dem germanischen Metall für seine Ausgestaltung einige Procent Israel beizusetzen waren« (Boehlich 218).



Außenansicht der Synagoge in der Gartenstraße (heute Kolpingstraße)

tige Stützen eines beginnenden kapitalistischen Wirtschaftssystems, das heute weltweit ökonomisches Handeln bestimmt und dessen Vor- wie Nachteile nicht einfach aufzurechnen sind (Lenger 2023).

Zur Erinnerungskultur heute gehört auch, dass sich Bewertungen von Personen und Ereignissen wandeln, randständig werden oder sich auch neu bilden. Vergangene Helden werden vom Denkmalsockel gestürzt, Straßennamen ausgetauscht, neue Erinnerungsorte der Demokratie

Innenansicht der Synagoge in der Gartenstraße (heute Kolpingstraße)



in Deutschland ausgewiesen, in Bremen etwa das Wilhelm-Kaisen-Anwesen oder die Handwerkskammer, eine Lokalität, an die sich die bürgerliche Revolution von 1848/49 knüpft. Die jüngst erfolgte Aufnahme jüdischer Gebäude der Stadt Erfurt aus dem Mittelalter in die Liste der UNESCO-Kulturerbes ist ein weiteres wichtiges Beispiel. Das durch Zufall entdeckte jüdische Ritualbad (Mikwe), die alte Synagoge und ein gegen 1250 errichtetes Steinhaus bezeugen für das 14. Jahrhundert eine lebendige und auch wohlhabende Gemeinde in Erfurt, eine Gemeinde, deren Mitglieder 1349 anlässlich eines Pest-Pogroms auf grausame Weise Leben und Besitz verloren. In Thüringens Hauptstadt liegen divergierende Elemente einer deutschen Erinnerungskultur eng nebeneinander. In dieser Doppelbödigkeit

bedeutet Erfurts steinerne Vergangenheit eine unverkennbare Mahnung angesichts der rechtsradikalen und fremdenfeindlichen Stimmung im Lande, die weit über Thüringen hinaus Gehör findet.

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – wo stehen wir heute? Vor hundert Jahren veröffentlichte der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens eine Erklärung, in der es hieß:

Kultgeräte aus der Bremer Synagoge: links der Silberschatz der Vorkriegsgemeinde, Menora (Chanukka-Leuchter), Weinkelche etc.; rechts Thorarollen im Mantel mit Silberschild und Davidstern, Foto um 1935



Die ausgebrannte Synagoge an der Gartenstraße (heute Kolpingstraße) am 10. November 1938





Julius Bamberger
(1880–1951),
Vorsitzender des Central-
Vereins deutscher Staats-
bürger jüdischen Glaubens

»Seit mehr als 1600 Jahren wurzeln sie [die Juden] in deutscher Erde, atmen sie deutsche Luft..., lieben sie deutschen Acker, deutsche Wälder, Seen und Flüsse«
(Borchmeyer 545).

Es war eine Solidaritäts-, ja eine Art Liebeserklärung an das Land, in dem sich die Mitglieder des CV heimisch fühlten. Die entsetzlichen Folgen dieses Irrtums sind zu bekannt, als dass sie hier aufgeführt werden müssten. Aber die Erwartungen, die 1925 bezugnehmend auf das Jahr 321 n. Chr. und das Edikt Kaiser Konstantins vom damaligen Judentum formuliert wurden, sind nicht obsolet. Man muss sie neu justieren, an die aktuellen staatlichen Verhältnisse wie an die Bedürfnisse der jüdischen Mitbürger hier und heute anpassen, um so etwas wie eine *deutsch-jüdische Symbiose* (Zimmermann) zu ermöglichen. Es helfen große Vorbilder wie Moses Mendelssohn, wie Salomon Heine oder Martin Buber (1878–1965), um wichtige Protagonisten zu nennen. In Bremen darf man an den innovativen Warenhausbesitzer Julius Bamberger erinnern, der sich sozial engagierte und eine deutsch-jüdische Symbiose so lange durchhielt, bis es nicht mehr ging.

Die Hansestadt verfügt über ermutigende Ansätze, den deutsch-jüdischen Dialog mit Gewinn für beide Seiten weiterzuführen, eine Verpflichtung, die angesichts einer fragilen politischen Situation im Nahen Osten wichtiger denn je ist.

Bibliografie

Aly, G., Hitlers Volksstaat Raub, Rasse, Krieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt 2006; Boehlich, W., Der Berliner Antisemitismusstreit, Frankfurt 1988; Borchmeyer, D., Was ist deutsch? Die Suche einer Nation nach sich selbst, München 2017; Kloft, H., Theodor Mommsen und der Berliner Antisemitismusstreit, in: Böning, H., Marten-Finnis, S., Hgg., Aufklären, Mahnen und Erzählen, Festschrift Michael Nagel, Bremen 2015, 113ff.; Lenger, F., Werner Sombart 1863–1941, München 2012; ders., Der Preis der Welt. Eine Globalgeschichte des Kapitalismus, München 2023; Meinecke, F., Weltbürgertum und Nationalstaat, München, Berlin 1911; Meyer, M. A., Brenner, M., Hgg., Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit I – IV, München 1996 u. 1997; Rohdenburg, G., Das war das neue Leben. Leben und Wirken des jüdischen Kaufhausbesitzers Julius Bamberger, Bremen 2000; Schulte, Chr., Hg., Deutschtum und Judentum. Ein Disput über Juden in Deutschland, Stuttgart 1993; Schwarzwälder, H., Das große Bremen-Lexikon, Bremen 2004; Volkov, Str., Antisemitismus als kultureller Code, 2002; Zimmermann, M., Die deutsch-jüdische Symbiose oder wie sagt man »Heimat« im Plural, Wien 2002

Bildnachweis

Foto Synagoge – Peter Heinitz
Rosenak – StAB
Yad Vashem – Photo Archive, FA154/1A;
historische Fotos der Synagoge – StAB;
Bamberger – StAB

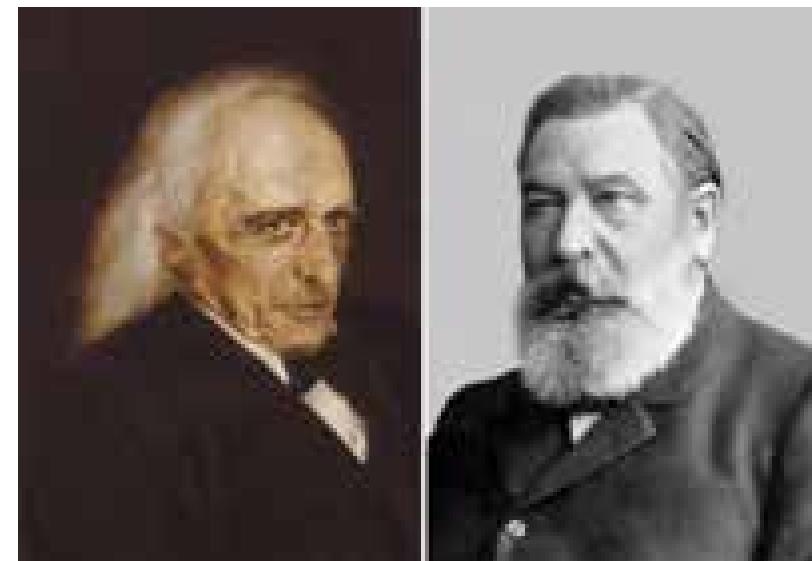
Antisemitismus in der Alten Welt

Im Jahre 1894 veröffentlichte der österreichische Journalist und Schriftsteller Hermann Bahr eine weithin beachtete Untersuchung: »Der Antisemitismus. Ein internationales Interview« (Berlin 1894). Bahr hatte viele einflussreiche Zeitgenossen um ihre Stellungnahmen und Einschätzungen zum Antijudaismus der Zeit gebeten, in der Absicht, der antisemitischen Propaganda Paroli zu bieten. Unter den Antworten ist die des bekannten Historikers Theodor Mommsen besonders bemerkenswert und ernüchternd:

»Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, dass ich da was richten kann. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, dass man da überhaupt mit Vernunft etwas machen kann. Ich habe das früher auch gemeint und immer und immer wieder gegen die ungeheure Schmach protestiert, welche Antisemitismus heißt. Aber es nützt nichts. Es ist alles umsonst. Was ich Ihnen sagen könnte, was man überhaupt in dieser Sache sagen kann, das sind doch immer nur Gründe, logische und sittliche Argumente. Darauf hört doch kein Antisemit.« (Bahr, Antisemitismus, 27)

Warum beginne ich einen Vortrag über die Wurzeln des Antisemitismus in der Antike mit einem Statement aus dem Ende des 19. Jahrhunderts? Die Gründe sind schnell bei der Hand:

Der Althistoriker Mommsen hat sich vielfach mit der Geschichte und Lage der Juden in der römischen Welt beschäftigt. Als Linksliberaler hatte er sich von Beginn an gegen Judenhetze gewandt, war Gründungsmitglied des »Vereins zur Abwehr des Antisemitismus« und im sogenannten Berliner Antisemitismusstreit der wortgewaltige Antipode Heinrich von Treitschkes, dem Schöpfer des Slogans: »Die Juden sind unser Unglück«. Treitschke, einer der einflussreichsten publizistischen Historiker des 19. Jahrhunderts, der den dumpfen Radauantisemitismus (Wehler) der Straße salonfähig machte.



Theodor Mommsen (li.)
(1817 – 1903)
Heinrich von Treitschke (re.)
(1834 – 1890)

Auf Theodor Mommsen geht die sprachliche Form einer weit verbreiteten Überzeugung zurück: Geschichte ist politische Pädagogik. Historische Prozesse und Probleme sind nicht ein für alle Mal abgetan, sie geben Fingerzeige, lassen Ausblicke auf die eigene Zeit zu, nicht in einer simplen Gleichsetzung, sondern in einem fruchtbaren und auch kontroversen Diskurs.

I

An dieser Stelle muss man die Epoche und die beiden letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts näher ins Auge fassen. Am 18. Januar 1871 wurde im Spiegelsaal von Versailles der preußische König Wilhelm I. zum Kaiser ausgerufen. Das entstandene Deutsche Reich war seinem verfassungsmäßigen Charakter nach ein Fürstenbund, der sich auf dem Wege zu einem Nationalstaat befand mit einer Betonung eines auf den Stämmen beruhenden Deutschtums, einer deutschen Nation, die sich durch Abgrenzung nach außen und innen ihrer Identität zu vergewissern suchte. Die Reichsfeinde im Inneren: Katholiken und Sozialdemokraten, für die supranationale Assoziationen im Ernstfall wichtiger schienen als das deutsche Vaterland.

Und peu à peu wuchsen auch die Juden in die Rolle als Außenseiter hinein, besser gesagt, es waren vor allem rechts-konservative Kreise, die sie in diese Rolle drängten.

Dazu hatte auch Theodor Mommsen, eher ungewollt, Anteil. In seiner populären Römischen Geschichte (RG) hieß es dort, wo es um die Konturen eines von Cäsar zu bildenden umfassenden Imperium Romanum ging: in das neu zu schaffende Gebäude gehörten auch die Juden ihrem Wesen nach notwendig hinein. Mommsens einprägsame Formel: das Judentum sei »ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition« (RG III 551) war wegweisend. Sie erwies sich bald als eine Prägung, die aus dem Zusammenhang gerissen, im deutschen Kaiserreich und darüber hinaus ihre böse Wirkung entfalten konnte. Die Juden waren, wie es an anderer Stelle heißt, überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig (RG III 549). Auch sie also ihrer Herkunft nach »vaterlandslose Gesellen« und mit unterschiedlichem Einfluss Kosmopoliten, was im 19. Jahrhundert durchaus ein Schimpfwort sein konnte.

Es war bekanntlich der Journalist und Schriftsteller Wilhelm Marr, der in seiner weit verbreiteten Schrift: Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum (Berlin 1879) nicht nur den Begriff Antisemitismus populär machte, sondern ihn auch völkisch-bellizistisch gründerte. Der religiöse Antisemitismus des Mittelalters bekam so eine neue zeitgemäße Dimension, in den Worten eines bekannten Neuzeithistorikers: er ist neu und modern, Folge und Widerspruch gegen die Emanzipation der Juden. Antisemitismus ist nicht mehr oder nicht in erster Linie auf den Religionsunterschied bezogen, sondern auf die Herkunftsgemeinschaft Volk und zunehmend auf die zuerst soziale, dann biologische Kategorie der Rasse (Nipperdey II 289ff), eine Kategorie, deren reale Existenz im 19. Jahrhundert nicht bezweifelt wurde und in der Umwelt tagtäglich erfahrbar schien.

Es war die »Modernität einer Minderheit« (Nipperdey), welche das Judentum in den Augen einer traditionellen, vielfach agrarisch geprägten Gesellschaft verdächtig und verhasst machten. Ihr Erfolg im Handel und im Bankwesen, im Journalismus, im Zeitungswesen

und im Kulturbetrieb, politisch linksliberal, später auch zunehmend sozialdemokratisch orientiert – alle diese Konstellationen konnten als bedrohliche und zersetzende Tendenzen aufgefasst werden, befeuert von einem unverkennbaren Sozialneid gegenüber den wenigen jüdischen Arrivierten.

Dieser neue Aggregatzustand von Judenfeindschaft im 19. Jahrhundert griff freilich ganz selbstverständlich auf die althergebrachten Stereotypen zurück, die seit und mit der Antike vorlagen. Im Berliner Antisemitismusstreit spielte der vom römischen Historiker Tacitus geprägte Begriff *odium generis humani* (Tac. Ann. XV 44,4): Die Juden als Gegenstand des Hasses beim gesamten menschlichen Geschlecht eine wesentliche Rolle. Der Ausdruck ist durchaus doppelseitig: *generis humani* als genitivus subjectivus – der Hass, den alle Menschen gegenüber den Juden empfinden; auf der anderen Seite als genitivus objectivus – der Hass, den die Juden auf alle anderen Menschen haben: *adversus omnes alios hostile odium*, wie Tacitus an anderer Stelle schreibt (Hist. V 5,1). Eine spezifisch feindliche Gesinnung, weil sie anders als die anderen sind, eine eigene Religion, eigene Sitten und Gebräuche, kurz eine eigene Identität besitzen, die sich in der Abgrenzung beweist. Der Schluss, den der große Menschenkenner Tacitus nahelegt: beide Formen der Animosität bedingen einander. Diese Interpretation hat viel für sich: Der Judenfeindschaft in der Alten Welt wollen wir über Tacitus hinaus im Folgenden näher auf den Grund gehen.

II

Antijudaismus, Judenfeindschaft, Antisemitismus – jeder dieser Begriffe hat seine eigenen Konnotationen und ist erklärmgsbedürftig. Ich schließe mich für unsere Zwecke einer Definition an, die der bekannte Judaist Peter Schäfer in einer jüngeren Publikation (11f) vorgebracht hat, eine Definition, welche die deutsche Bundesregierung von der International Holocaust Rememberance Alliance (IHRA) übernommen hatte.

»Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Juden, die im Hass auf Juden Ausdruck finden kann. Rhetorische und psychische Manifestationen von Antisemitismus richten sich gegen jüdische oder nichtjüdische Individuen und/oder ihr Eigentum, gegen Institutionen, jüdische Gemeinden und religiöse Einrichtungen.« (11)

Diese notwendigerweise allgemeine und blasse Definition muss man historisch verorten und vernetzen, dabei Grundmuster und konkrete Umsetzung unterscheiden, was bei Schäfer substanzialistisch und funktionalistisch heißt. Für ihn sind dies Hilfskonstruktionen, die erst in ihrer Verknüpfung Erfolg versprechen. Das macht für die Antike, in der sich Schäfer gut auskennt, sehr wohl Sinn und ist schon lange vor ihm so gesehen worden.

Die Herausbildung des Judentums als religiöse und politische Einheit, so hat es der große Historiker Eduard Meyer gesehen, korrespondiert in gewisser Weise mit der Entstehung des Antijudaismus, der in Krisensituationen zum Tragen kommt. Das Judentum als ein einheitliches Ethnos ist eine späte Frucht der nachexilischen Zeit des späten 5. und 4. Jahrhunderts; es gewinnt Konturen in den Büchern Esra und Nehemia, wie die theologische Forschung gezeigt hat: Monotheistische Religion, gemeinsame Sprache, ein verbindliches Gesetz, dazu die »kompromisslose Absetzung von allem Fremden« (Zenger 348). Hinzu kommt der Entwurf einer lehrreichen Geschichte: sie reicht vom Auszug aus Ägypten über die sog. Landnahme in Palästina, über das Königtum unter David und Salomon, die Aufteilung in ein Nordreich Israel mit der Hauptstadt Samaria und dem kleineren Südrreich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem, schließlich der Verlust der Selbstständigkeit durch assyrische und persische Herrschaft und der Deportation der Oberschicht nach Babylon.

Letztendlich gelingt durch die Großzügigkeit des mächtigen Perserkönigs Kyros, des Werkzeuges Gottes, wie die Propheten betonen, die Rückkehr, damit verbunden der Wiederaufbau des Jerusalemer Tempels und eine begrenzte Selbstständigkeit. Diese Abfolge der Geschichte, ihr verpflichtendes Narrativ, wird gehalten durch ein

durchgängiges Deutungsmuster mit zentralen Fixpunkten, die Jan Assmann in seinem Buch Exodus wie folgt ausgemacht hat:

- Die Existenz des einen Gottes JHWH, der mächtiger ist als alle anderen Götter: Die Durchsetzung des Monotheismus anstelle der polytheistischen Religionen der Nachbarn.
- Ihn hat das heilige Volk Gottes zu bezeugen, das ihm gleichsam exklusiv durch einen Bund, einen Vertrag zugeordnet ist. Er hat den Charakter eines, lateinisch gesprochen, *foedus iniquum*, eines Bundes ungleicher Partner, gebaut nach dem Vorbild assyrischer Vasallenverträge. Er ist durch eine religiöse Rechtsordnung gesichert, zentral der Dekalog. Die zehn Gebote dürfen als Grundgesetz des Bundes gelten, ihnen sind im sogenannten Bundesbuch die Leitlinien des religiösen, privaten und öffentlichen Lebens zu und untergeordnet, die *Gesetze*, durch deren Befolgen die Frommen sich als Gottes Volk ausweisen.
- Und schließlich nach dem Auszug aus dem »Sklavenhaus Ägypten«, wie es in der Tora heißt, die Gewinnung und Gestaltung eines von JHWH bestimmten »gelobten Landes« mit einem zu schaffenden politisch-religiösen Zentrum (Jerusalem) als ein gesicherter heiliger Ort mit Tempel und Priesterschaft.
- Konstitutiv ist für den Geschichtsverlauf das Problem der Bundesstreue, die wie in der gesamten antiken Welt ein Gegenseitigkeitsverhältnis darstellt. Solange der Vertrag vom jüdischen Volke eingehalten wird, hält sich auch JHWH an sein Versprechen. Auf Abfall folgt Bestrafung, im Einzelfall schreckliche, grauenhafte Bestrafung, wie die durch Mose verfügte Tötung von 3000 Israeliten, die sich durch die Verehrung des goldenen Kalbes schuldig gemacht hatten (Exod.32). Es war die »Ursünde des Bundesbruches« (Assmann), ein warnendes Menetekel für alle Zeiten. Jeder Misserfolg, jede Niederlage konnte so als Verfehlung des Bundesversprechens verstanden werden. Die beredten Klagen der Propheten über das gestörte Verhältnis und die bösen Folgen sind zahlreich. Der wortmächtige Jeremia mochte ob der Hinwendung Israels zu fremden Göttern schier verzweifeln.

Es ist die sogenannte nachexilische Epoche des 5. und 4. Jahrhunderts, in welcher die Identität des Judentums feste Konturen erhält, positiv, indem die zentralen Kriterien konkrete Formen und Formulierungen annehmen, negativ, indem eine scharfe Abgrenzung und Aussonderung von Fremden Platz greift (Zenger 348f), eine Identität, welche die Kriterien wie einen Schutzwall umgeben. Ihre Einhaltung hängt am Tempel, am Tempelkult und einer umfänglichen Priesterschaft mit einem Hohenpriester an der Spitze. Sie geben dem jüdischen Gemeinwesen den Charakter einer Theokratie, wie der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus die dominante Rolle der Religion und ihrer Vertreter genannt hat. (contr. Ap. 2, 161, vgl. Baltrusch)

Die Essentials jüdischer Identität, wie sie Assmann eindrucksvoll aus der frühen Überlieferung und ihrer späteren Kanonisierung herausgearbeitet hat, bedürfen im Hinblick auf die weitere jüdische Geschichte nur wenige Ergänzungen

- Der konsequente Monotheismus hat mehrere Gesichter. Das Profil des bildlosen Gottes JHWH wandelt sich vom ursprünglichen Wetter- und Stammesgott zu einer universellen, allmächtigen Gottheit im Spätjudentum (möglicherweise auch eine Entfaltung dessen, was schon in der Tora angelegt war).
- Ein exklusives Bündnisverhältnis, basierend auf Ge- und Verboten, unter denen die Beschneidung als religiöses Bundeszeichen, die Sabbatruhe, Reinheits- und Speisevorschriften wie das Schweinefleischverbot von der Umwelt als seltsam, signifikant, im Einzelfall auch als anstößig empfunden werden. Ihre Problematik liegt in einer zunehmenden Juridifizierung, einer Verrechtlichung, welche die Regeln zu einem starren Rechtssystem machen.
- Die Erwartung eines Heilsbringers, eines Messias, verstanden als der ideale Nachfolger des Königs David, der seine Stadt Jerusalem reinigt und ein Reich der Gerechtigkeit und Heiligkeit aufrichtet, das ohne Aussonderung der Gottlosen nicht zu haben ist.

III

Dieses letzte Kriterium, das durchaus eine politische Dimension besitzt, ist besonders im Hinblick auf die Lage Palästinas im Hellenismus nachvollziehbar. Das Land wird nach der persischen Oberherrschaft Teil des kurzlebigen Alexanderreiches, im 3. und 2. Jh. v. Chr. ein Spielball zwischen den Ptolemäern in Ägypten und den Seleukiden in Syrien, immer im Kampf um eine begrenzte Selbstständigkeit, damit die kulturelle und religiöse Identität gewahrt werden kann. Die Bedrohung kam auch aus dem Judentum selbst. Teile der Oberschicht befleißigten sich zunehmend eines hellenischen Lebensstils, liebten Theater, Sportanlagen, trieben Gymnastik auf Kosten des heimischen Profils und liebäugelten im Einzelfall sogar mit fremden Gottheiten. Auf die Widerstände gegen diese »Entfremdung«, die zum Aufstand der Makkabäer (vgl. Kloft 2020), zum Königreich der Hasmonäer und der Konstituierung der Essener als strenge religiöse Bewegung führten, die nach der herkömmlichen Tradition leben wollten und für uns in den Schriftrollen von Qumran greifbar sind, können wir hier nicht weiter eingehen.

Israel zwischen den hellenistischen Staaten Ägypten und Syrien, 3. Jh. v. Chr.



IV

Aber der Hellenismus, jene machtvolle kulturelle universale Bewegung, die durch das Wirken Alexanders des Großen († 323 v.Chr.) so rasant an Fahrt gewann, hat nicht nur das Spätjudentum mitgeprägt, er war auch der fruchtbare Boden für die Entstehung einer zunächst literarischen Judenfeindschaft, die in den politischen Konflikten virulent wurde. Sie können anknüpfen an den Wahrnehmungen des Fremden in den ethnografischen Schilderungen eines Hekataios von